

## GELEITWORT

Es gibt eine stattliche Anzahl von Büchern, die sich mit der neualterlichen Geschichte und Entwicklung unserer Hauptstadt beschäftigen und dabei gern die eigenen Lebenserinnerungen des Verfassers zugrunde legen, aber sie sind alle sozusagen „männlichen Geschlechts“. Wie nun unsere schöneren und besseren Hälften in ihrer Jugend gefühlt und empfunden, wie sie im alten Berlin gelacht und geliebt, gedacht und gedichtet, wie sie die kleine Welt des damals, wenn auch haupt- und residenzstädtischen, doch noch so unendlich kleinbürgerlichen Berlins in sich aufgenommen, erfahren und erfaßt haben — das läßt uns die Verfasserin gleichsam wie in einem weiblichen Kaleidoskop erscheinen.

Ich kann als spreewassergetaufter Altberliner alles, was Frau N.-R. uns aus ihren Erlebnissen und Erfahrungen mitteilt, gewiß vollauf würdigen, aber es liegt in der weiblichen Auffassung und Darstellung solcher biographischer Einzelheiten und Geschehnisse doch noch etwas Eigenartiges, das uns Männern mangelt, und gerade darin finden wir die verdienstvolle Besonderheit und eigentliche Berechtigung, den interessantesten Reiz des vorliegenden Buches.

Alles in allem ein fesselndes, erheiterndes, belehrendes Werk, dem Leserkreis beiderlei Geschlechtes bestens empfohlen.

*Ernst Friedel*<sup>1</sup>

---

<sup>1</sup> Ernst Friedel (1837—1918), Berliner Kommunalpolitiker, Stadtältester sowie Geschichts- und Heimatforscher.



Jetzt, da die Sonne meines Lebens sich dem Abend zu-  
neigt und ihre goldenen Strahlen auf den Pfad, den ich  
durchwanderte, zurückwirft, drängt es mich, in kurzen  
Umrissen das aufzuschreiben, was ich auf dieser Lebens-  
wanderung in unserem schönen Berlin gesehen und  
erfahren habe. Die Erinnerung, von ihrem Strahlen-  
schimmer umglänzt, steht neben mir und flüstert mir ins  
Ohr, was ich niederschreiben soll.

Die bunten Bilder schweben vor dem Auge des Geistes  
vorüber wie die Träume, die man in den Flammen des  
spielenden Herdfeuers sieht, wie die Töne, die man am  
dunkelnden Abend in dem Rauschen des Herbstwindes  
draußen vernimmt — sie bilden keine Erzählung in  
systematischer Reihenfolge, sondern sind eher einem  
wundersamen Kaleidoskop zu vergleichen, das bei der  
kleinsten Berührung dem Auge eine wechselnde Erschei-  
nung zeigt.

*„Unser Leben währt siebzig Jahre“ (Psalm 90,10).*

Wir Bejahrten, die wir jetzt auf einen Zeitabschnitt  
zurückschauen, welcher nach dem Wort des Mose in  
Psalm 90 die Dauer eines Lebens umfaßt, können wohl

sagen, daß wir in dieser Spanne Zeit nicht ein, sondern zwei, drei Existenzen durchlebt haben.

Denn wenn wir bedenken, wie einfach, still und ruhig in unserer Kindheit das Leben des einzelnen dahinfloß, wie langsam und gemessen sich damals die Welt fortbewegte, und welche Riesenschritte vorwärts sie seitdem gemacht hat — so könnten wir glauben, anstatt uns in der Wirklichkeit zu befinden, von einem Trugbild unserer Phantasie gefesselt zu sein!

Seit sechzig Jahren, seitdem das Eisenbahnnetz sich über die Erde ausgebreitet hat und den Verkehr und die Verbindung zwischen den entferntesten Ländern vermittelt hat — wie ist es in dieser Zeit doch anders geworden auf unserem kleinen Planeten! Schlag auf Schlag sind neue Erfindungen ins Leben gerufen und in Werkthätigkeit gesetzt worden — die Telegraphie, die Elektrizität haben Riesenschritte vorwärts getan und aus der alten eine ganz neue Welt geschaffen.

Einen solchen Riesenschritt vorwärts wie in der neuesten Zeit tat auch einst im Mittelalter die Kultur, als die Buchdruckerkunst und das Pulver erfunden wurden und als Amerika entdeckt worden war! Auch da pulsierte plötzlich ein neues Leben durch die Welt, aber dennoch war die Bewegung lange nicht eine so großartige, wie sie unsere Zeit charakterisiert!

Und keine Stadt der Welt, oder wenigstens der alten Welt, repräsentiert wohl dies gewaltige Wachsen, diesen ungeheuren Fortschritt der neuen Zeit in so hohem Maß wie gerade Berlin, des Deutschen Reiches Hauptstadt!

Ja, die alten Berliner, die vor sechzig, siebzig Jahren an den Ufern der Spree das Licht der Welt erblickt haben, können sich wohl fragen, wenn sie jetzt durch die Stadt mit ihrem unglaublichen Verkehr, mit ihrem fast fieberhaft pulsierenden Getriebe wandern — ob denn dies wirklich und wahrhaftig dieselbe einst so stille, friedliche, einfache Stadt sei, in der sie ihre Kindheit, ihre Jugend verbracht haben!

Nach zehn, vielleicht zwanzig Jahren — da wird es auch solche alten Berliner nicht mehr geben, da gehört Berlin allein dann den Neuen, den Jungen, den Zugewanderten, dann wird es ganz vergessen sein, wie es einst hier gewesen ist — in der großen, ungeheuren Weltstadt hat man ja dann überhaupt nicht mehr Muße dazu, sich in Erinnerungen zu vertiefen und längst verblichene Bilder wieder zu beleben, denn mächtig wirkt auf den einzelnen der ihn umtosende Kampf der Gegenwart!

Und gerade deshalb, da es jetzt noch Zeit ist, will ich die lieben, alten Erinnerungen von meiner Vaterstadt aufschreiben. Diejenigen, die mit mir einst jung gewesen sind in unserm alten Berlin, werden diese Plaudereien gern hören. Aber auch denjenigen, die nicht am Strand der Spree geboren, sondern von nah und fern eingewandert sind, wird es von Interesse sein, wenn sie lesen, wie es früher hier gewesen ist! Und wenn sie dann das Einst mit dem Jetzt vergleichen, werden sie staunen über die Größe des Wechsels, welchen uns die neue und die neueste Zeit gebracht hat!

*Berlin, Dezember 1912; Agatha Nalli-Rutenberg*

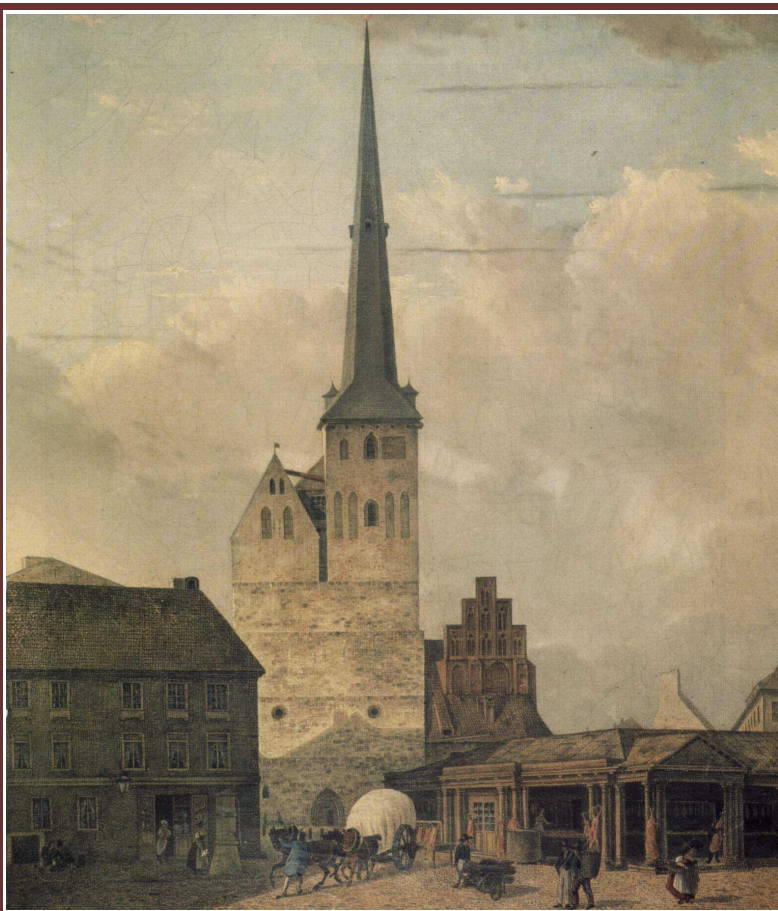
## ***1. Aus meiner Kindheit***

Meine Wiege hat im wahrsten Sinne des Wortes an den Ufern der Spree gestanden; denn ich bin 1838 in der Straße: „An der Fischerbrücke“, die sich ganz in der Nähe des Flusses befindet, geboren. Als kleines Kind pflegte ich zu sagen — wenn man mich nach meinem Geburtsort fragte: „Auf der Fischerbrücke!“ — zur allgemeinen Heiterkeit der Anwesenden. Der Zugang zur Fischerbrücke war damals, bis zu den 1850er Jahren, durch einen Schwibbogen vom Mühlendamm aus. Dieser Bogen war so niedrig, daß Wagen, die mit Heu beladen waren und hindurchfuhren, dort festsaßen. — 1880 sah es dann in Berlin so aus, jedenfalls am Mühlengraben, gar nicht weit weg von uns:



*Ernst-Albert Fischer-Cörlin, Am Mühlengraben, 1880.*

Eigentlich gehörte meine Gemeinde zur Petrikirche, doch weil die abgebrannt und noch nicht wieder aufgebaut war, wurde ich in der Nikolaikirche getauft.



*Johann Heinrich Hintze, Nicolaikirche von Westen aus gesehen, 1827.*

Mehr zur Nikolaikirche siehe Seite 189: „Sankt Nikolai“.

Da ich das erste Kind meiner Eltern war, wurde meine Taufe ausgiebig gefeiert. Es waren nur Herren eingeladen, wie mir meine Mutter später lächelnd erzählte. Es wurden viele Worte ergriffen und viele Gläser geleert. Unter den Gästen befanden sich natürlich auch meine Paten: Doktor Friedrich Zabel, der spätere Redakteur der *National-Zeitung*<sup>2</sup>, der Philosoph Bruno Bauer, Herr Karl Krause, der jüngere Bruder des Kommerzienrats Friedrich Wilhelm Krause, der das große Wein- und Bankgeschäft in der Leipziger Straße begründet hat<sup>3</sup>, und andere mehr. Diese Herren waren enge Freunde meines Vaters, des Doktors der Philosophie Rudolf Rutenberg.

Mein Vater war damals Lehrer der Geographie und Geschichte an der Königlichen Kadettenschule, die sich zu jener Zeit in der Neuen Friedrichstraße 13 befand. Er war ein ausgezeichnete Pädagoge, ein Freund und Verehrer des Direktors Adolph Diesterweg und hat uns Kindern in späteren Jahren öfter einige Episoden erzählt aus seiner

---

2 Die **National-Zeitung** war eine nationalliberale Tageszeitung in Berlin von 1848 bis 1910/1913. Danach erschien sie als *8 Uhr-Abendblatt* bis 1938. (wiki.)

3 **Friedrich Wilhelm Krause**, ab 1873 **Friedrich Wilhelm von Krause** (\* 7. Dezember 1802 in Liebenwalde; † 13. November 1877 in Berlin) war ein deutscher Weinhändler, Privatbankier und Industrieller, der von den Berlinern auch *Weinkrause* genannt wurde. Er gründete in seiner Weinhandlung ein privates Bankgeschäft, das im Zuge der Weltwirtschaftskrise unter dem Geschäftsführer Heinz von Boettinger in Konkurs ging. (wiki.) — Sehenswert ist sein monumentales Grabmal auf den Friedhöfen vorm Halleschen Tor (Friedhof II der Dreifaltigkeitsgemeinde), erbaut vom Architekten Friedrich Hitzig für 300.000 Mark, den damaligen Durchschnittspreis eines Miethauses. (HFW.)



Lehrzeit bei den Kadetten, die mit unbegrenzter Liebe und Hochachtung an ihm hingen.

Meine Eltern sind beide in Berlin geboren; nur meine Großeltern waren eingewandert. Die von Vaters Seite stammten aus Mecklenburg und die mütterlicherseits kamen, glaube ich, aus Österreich.



*Denkmal für **Adolph Diesterweg** in Berlin Mitte, Burgstraße, an der Südspitze des James-Simon-Parks. Die Aufschrift gibt sein Motto wieder: „Lebe im Ganzen!“ Foto 2005 von Bruhaha .*

Mein Vater hatte meine Mutter „durch das Fenster“ kennengelernt. Sie war eine Schlosserstochter und wohnte mit ihren Eltern im eigenen Hause in der Wallstraße, nahe der Splittgerbergasse<sup>4</sup>. Dort saß sie parterre

<sup>4</sup> Die Splittgerbergasse wurde 1969 aufgehoben und überbaut. (HFW.)



Tag für Tag am Fenster, eifrig mit einer Näherei beschäftigt, was damals das Haupttagewerk einer sittsamen Bürgerstochter ausmachte. Mein Vater, den sein Weg öfter durch diese Straße führte, hatte bald das bildhübsche Mädchen hinter dem Fensterrahmen bemerkt, und machte nun, um ihr seine Bewunderung zu zeigen, regelrechte „Fensterpromenaden“. Endlich aber, da er mit dieser Verehrung aus der Ferne nicht weiterkam, versuchte er es, sich der Familie zu nähern. Zunächst bestellte er einen neuen Hausschlüssel in der Werkstatt ihres Vaters, und so war ein Weg gefunden, der dann zum Ziel einer glücklichen Ehe führte.

Als ich geboren wurde, lebten meine beiden Großväter nicht mehr, nur die Großmütter. An der Mutter meines Vaters, die zwar eine einfache, doch sehr kluge und energische Frau war, hing ich mit großer Begeisterung. Sie war, da sie in der ersten Zeit der Ehe meiner Eltern in unserem Haus lebte und sich ungemein viel mit mir beschäftigte, eine wahre Märtyrerin des lebhaften und jedenfalls auch sehr verzogenen Kindes. Während ich auf ihrem Schoße saß, mußte sie mir Märchen und Fabeln ohne Ende erzählen. Am meisten aber belustigte es mich, wenn sie mir etwas aus der Franzosenzeit mitteilte; denn sie hatte mit ihrem Mann bereits in Berlin gelebt, als der erste Napoleon siegreich in Preußens Kapitale einzog. Sie hatte — wie sie oft erzählte — mit vielen andern Bürgerfrauen Schanzen geschippt vor den Toren Berlins, um die Stadt vor dem „Erbfeind“ zu schützen.



*Einzug Napoleons in Berlin am 27. Oktober 1806, nach seinem Sieg bei Jena und Auerstedt. Gemälde: Charles Meynier, 1810.*

Im Übrigen war dann der Aufenthalt der Franzosen oft ganz belustigend gewesen. Bei der Verständigung der Fremden mit ihren Wirten, wo sie einquartiert waren, kam es zu komischen Szenen. Ein Leibgericht des Franzmanns war Schoten mit Krebsen, und um dies von der Hausfrau zu erlangen, pflegte er zu sagen: „Koch sie mir das Ding — macht auf, springt raus sieben Perschonen! Und dazu noch das — das — wird *rouge* in die Kochtopp!“ — Das mußte sie mir immer wieder erzählen. Wenn ich dann herzlich darüber lachte, setzte sie stets hinzu: „Ja, ja, die Franzosen als Feinde waren uns Berlinern lieber, als die Russen als Freunde!“

Von einem Gericht, das dagegen die Russen sehr gern aßen, sprach öfter meine Mutter. Ihr Vater hatte erzählt, daß die Russen, welche 1813 bei ihm einquartiert waren,

gewöhnlich eine Wassersuppe aßen, welche mit dem Fett von Talglicht-Enden gekocht worden war. Die schwarzen Lichtschnuppen schwammen in der Brühe herum, an gebratenen Speck erinnernd. Gewürzt wurde die Suppe tüchtig mit Salz, dann reichlich Schwarzbrot hineingeschnitten — und das aßen dann die Kerle wie toll! — So wenigstens hatte es der Großvater erzählt. —

Für die Königin Luise hegte meine Großmutter eine hohe Verehrung. Sie erzählte mir mit Wonne, wie einst mein Vater — damals ein zweijähriges Knäblein mit wundervollen Lokken — in der Krausenstraße, wo meine Großeltern wohnten, auf dem Damm spielte, als die schöne, liebenswürdige Königin gerade vorbeifuhr. Als sie das hübsche Kind erblickte, das in Gefahr schwebte, überfahren zu werden, ließ sie augenblicklich die Kutsche halten und den Kleinen zu sich in den Wagen heben, um ihn zu herzen und zu küssen.

Und dann zeigte die Großmutter mir stolz eine schöne blonde Locke, die sie dem Kind an jenem Tag abgeschnitten hatte, um sie als eine liebevolle Erinnerung an jenes denkwürdige Ereignis aufzubewahren.

Von der Straße an der Fischerbrücke waren wir nach der Wassergasse gezogen, wo mein Bruder Rudolf, der nachmalige Amtsgerichtsrat — der auch nun schon lang im Grabe ruht — geboren wurde. Natürlich habe ich aus jener Zeit noch keine persönlichen Erinnerungen; was ich aus derselben weiß, stammt nur vom Hörensagen. Erst als wir später in der Kronenstraße wohnten — ich zählte damals drei Jahre —, entsinne ich mich deutlich eines Weihnachtsabends. Noch sehe ich die Stube vor

mir im flimmernden Glanz des Weihnachtsbaums und unter ihm das große Reitpferd, das ich als Geschenk erhielt und das man zu meinem Entzücken auf seinen Rädern quer durchs Zimmer rollen ließ. Aber besonders steht jener Abend deshalb so hell in meinem Gedächtnis, weil mein lieber Vater von uns Abschied nahm; denn in derselben Nacht reiste er fort von uns. Er fuhr nach Köln am Rhein — damals noch mit der Postkutsche —, wo er die Redaktion der „Rheinischen Zeitung“ übernehmen sollte.

Er hatte nämlich seinen Beruf als Lehrer aufgegeben und sich der politisch-literarischen Laufbahn zugewandt. Damals ein undankbares Geschäft; denn ich entsinne mich noch gut — freilich aus späteren Jahren —, wie bitter er sich oft darüber beklagte, daß ihm der Zensor die besten Stellen aus seinen Artikeln, die er für freisinnige Zeitungen schrieb, gnadenlos fortgestrichen hatte, wodurch natürlich auch sein Zeilenhonorar, das er für die Arbeiten erhielt, bedeutend weniger wurde.

Ein Jahr nur blieb mein Vater in Köln, dann wurde die Zeitung ihrer zu freien Richtung wegen verboten.

Während der Abwesenheit meines Vaters war meine Mutter mit ihren drei Kindern (unsere Familie war in der Kronenstraße noch durch ein Schwesterchen vermehrt worden) aus der Stadt hinaus vor das Anhalter Tor gezogen, und von da an kann ich eigentlich erst von wirklichen persönlichen Erinnerungen reden. Es war dies im Jahre 1842; ich zählte vier Jahre. Unser Mutterchen wollte dem Vater gern ihr Bild mit dem der Kinder in die Ferne schicken. Photographien existierten damals noch

nicht; aber Lichtbilder, von dem Franzosen Daguerre erfunden und nach ihm Daguerrotypien genannt, wurden schon in Berlin angefertigt. Und lebhaft entsinne ich mich noch heute, wie mein Bruder und ich uns eines Tages mit der Mutter auf dem flachen Dach eines hohen Hauses befanden, auf welchem wir drei gelichtbildert werden sollten.

Während der Künstler damit beschäftigt war, den Apparat zur Aufnahme vorzubereiten, mußten wir zwei Kleinen unaufhörlich ermahnt werden, bei unserem Umherschweifen auf dem Dach dem Rand desselben fernzubleiben, um nicht hinunter in die Tiefe zu stürzen. Diese ganze Prozedur hat einen so tiefen Eindruck auf mich gemacht, daß ich mich heute noch lebhaft daran erinnere.

Das Bild — meine hübsche junge Mutter in sitzender Stellung, in jedem Arm eins ihrer Kinder — war denn auch recht gelungen und wurde später wie ein Kleinod von unserer Familie lieb und wert gehalten.

Wir waren in das Haus meines Onkels, des Bruders meiner Mutter, des Schlossermeisters Spiller, gezogen. Er hatte dieses Haus, das eben erst vollendet war, selbst erbauen lassen, und da es sich außerhalb der Stadt vor dem Anhalter Tor befand, kam es uns vor, als seien wir weit fort von Berlin direkt aufs Land gezogen!

Die Stadt war damals noch mit einer Mauer umgeben und fast vor allen Toren befanden sich unmittelbar daranstoßende Wiesen und Felder. So war es natürlich auch vor dem Anhalter Tor.

Die Tore Berlins waren im allgemeinen sehr einfach gehalten; sie bestanden meist nur aus einem eisernen Gitter. Eines der schönsten — das Brandenburger Tor ausgenommen — war das Rosenthaler Tor in seiner architektonischen Ausführung. Es hatte drei Portale, in der Mitte ein größeres für Fuhrwerke und Reiter bestimmt; an jeder Seite daneben dann ein kleineres für Fußgänger. An eins derselben anschließend befand sich ein kleines Gebäude, welches die Steuerbehörde inne hatte (wie dies bei allen Toren Berlins der Fall war), und neben dem zweiten stand die mit Soldaten besetzte Wache.

Für die Berliner Jugend war es immer ein Gaudium, wenn die Bauernwagen, besonders die, welche mit Heu beladen waren, nach etwas Besteuerbarem untersucht wurden. Dann fuhren die Steuerbeamten mit zwei Meter langen Eisenstangen in das Heu hinein. Und wehe dem Bauern, wenn etwa ein Sack mit Mehl unter dem Heu versteckt lag! Dann mußte die ganze Ladung abgetragen werden, zum Ergötzen der Berliner Rangen, die dann ungestraft auf dem Heu herumtollten! Auch war es damals Sitte, daß, wenn eine Leiche aus der Stadt durchs Rosenthaler Tor zum Sophien-Kirchhof in der Bergstraße befördert wurde, die Wache vortreten und das Gewehr präsentieren mußte, während die Trommel dazu wirbelte — als Ehrenbezeugung für den Toten.



*Rosenthaler Tor 1860, Fotograf unbekannt.*

Das Rosenthaler Tor wurde 1867 abgerissen, genauso wie die Zollmauer, weil Berlin seit 1850 immer mehr zur Großstadt herangewachsen war. (HFW.)

Meines Onkels Haus in der Schöneberger Straße Nr. 33 (jetzt Nr. 19) war eines der ersten in jenem neuen Viertel vor dem Tor, das dann in späteren Jahren immer mehr bebaut wurde und zu dem sogenannten „Geheimratsviertel“ heranwuchs. Auf einem Postament über der Tür seines Hauses hatte mein Onkel, der, wie schon erwähnt, eine große Schlosserei besaß, den Sankt Petrus mit dem Himmelsschlüssel in der Hand anbringen lassen, der dort lange seine Stelle behauptete und erst 1912 vom Postament verschwunden ist.





*Platz am Rosenthaler Tor 1890, heute Rosenthaler Platz. Fotograf: Friedrich Albert Schwartz.*



*Heinrich-Heine-Buchhandlung am Rosenthaler Platz, 1976, direkt davor der damals geschlossene Eingang zum U-Bahnhof (wiki:Bundesarchiv, Bild 183-R0113-0304 / CC-BY-SA 3.0).*

Früher, in noch weit älteren Zeiten als die, von denen ich rede, gab es viele solcher Häuser mit eigenartigen Abzeichen in Berlin, an die sich dann auch Mären und Sagen knüpften, so z. B. das Haus mit dem Neidkopf in der Heiligengeiststraße, das mit der Rippe am Molkenmarkt, das mit den Blutflecken, welches sich einst in der Lindenstraße befand, u.a.m. (Siehe Seiten 130 ff.)

Als sich das Geheimratsviertel vor dem Anhaltstor vergrößerte, brauchte es natürlich auch eine Apotheke, da man die Medizin nicht immer erst aus der Stadt holen mochte. Die erste Apotheke war die „Phemelsche“ in der Bernburger Straße Nr. 3. — Ich mochte sieben oder acht Jahre zählen, als sie eröffnet wurde. Es war eines Sonntag morgens, als meine Tante Spiller mir feierlich einen Groschen reichte, indem sie sagte: „So, jetzt jeh' un hole for'n Jroschen Keenigsreicherpulver! Als Handjeld for Herrn Phemel. Du bist 'n kleenet Mejen un wirst ihn Jlick bringen!“

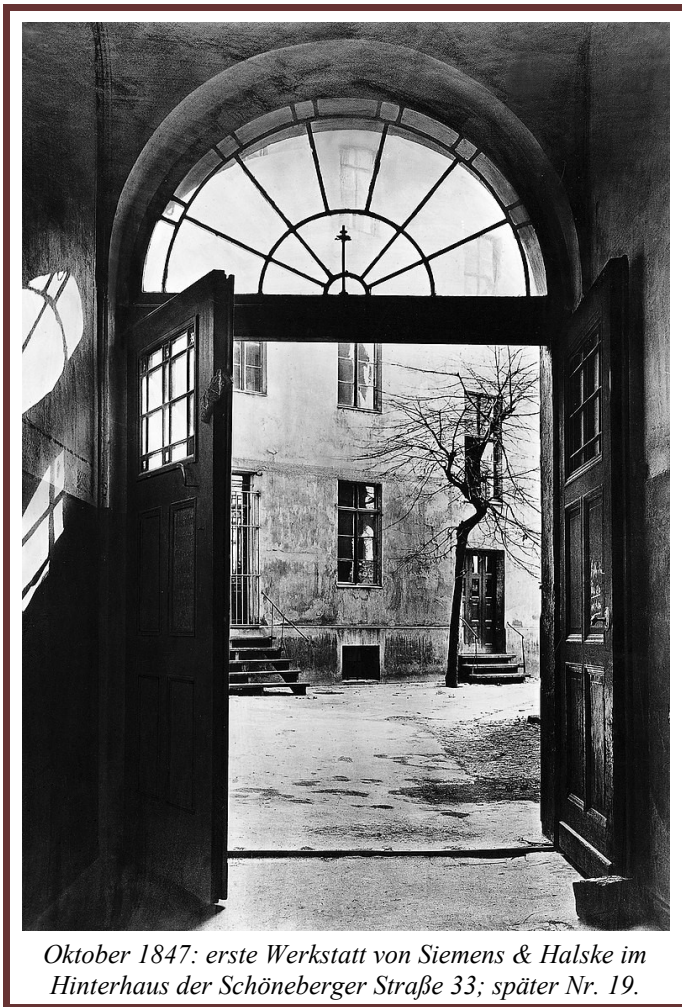
Die erste Kirche, die im Geheimratsviertel gebaut wurde, war die Lukaskirche neben dem Apothekerhaus. Die Berliner nannten sie „Wurschkirche“, weil Herr Schlächtermeister Niquet, der ein Geschäft in der Bernburger Straße besaß, viel Geld zum Bau beigesteuert hatte.

Das Spillersche Haus ist dann später auch die Wiege des Telegraphenwesens geworden; denn das ganze Hintergebäude, welches auf die Bahnhofstraße hinausführt, die damals zur Zeit des alten Bahnhofs doppelt so breit war, als sie heute ist, war vom untersten bis obersten Stockwerk an Herrn Halske vermietet, der dort



*Lukaskirche vor der Zerstörung, heute wieder aufgebaut  
(Bernburger Straße 3-5).*

seine Erfindungen auf dem Gebiet der Telegraphie praktisch ausarbeitete.



*Oktober 1847: erste Werkstatt von Siemens & Halske im  
Hinterhaus der Schöneberger Straße 33; später Nr. 19.*

In der Zeit jedoch, als wir im Hause wohnten, war vom Telegraphen noch keine Rede; denn kaum hatte man ja erst mit dem Bau der Eisenbahnen begonnen. Die Potsdamer und die Anhalter Bahn waren die ersten, welche von Berlin aus angelegt wurden. Der Anhalter Bahnhof,

der sich ganz in der Nähe unseres Hauses befand, war noch sehr primitiv.

Wir Kinder — unsere Familie war im Lauf der Jahre auf fünf Geschwister herangewachsen — spielten täglich ganz unbehelligt auf dem weiten Hof des kleinen Bahnhofsgebäudes und tummelten uns in den Warenschuppen und auf den Rollwagen, mit denen die Güter fortgeschafft wurden. Überhaupt waren wir fast immer „draußen“. Jede freie Stunde, die wir nicht in der Schule verbrachten oder mit Schularbeiten beschäftigt waren, verbrachten wir in Luft und Sonne.

Dabei waren wir immer, selbst im Winter, nur leicht gekleidet; denn unser Arzt, der spätere Geheime Sanitätsrat, damals Doktor Heinrich Simonson, ein Studienfreund meines Vaters, huldigte bereits der neueren Erziehungsmethode. Er war durchaus für Leibesübung und für Abhärtung der Kinder — nur keine Verpimpelung.

Beiläufig will ich hier ein paar Worte über die Stellung des Arztes in jener Zeit einschalten, weil ich später wohl nicht mehr Gelegenheit dazu finde. Jede gute Familie hatte ihren Hausarzt, der für ein sehr mäßiges Honorar jährlich von Zeit zu Zeit — ungerufen — seinen Besuch machte, um sich nach dem Gesundheitszustand der Familie zu erkundigen.

Der Arzt war gleichsam der Hausfreund, mit dem man vieles besprach und auf dessen Rat man Wert legte.

Ich hatte schon als junges Ding eine hohe Meinung von unserem Arzt und setzte unbedingtes Vertrauen in seine

Kunst. Dies beweist folgendes kleine Ereignis: Einer meiner Spielgefährten, ein Knabe von vielleicht sechs oder sieben Jahren, war gestorben — ich glaube, an Typhus — und ich ging zu seinen Eltern, um mir die kleine Leiche anzusehen — die erste, die ich in meinem kurzen Leben sah!

Stumm blickte ich lange auf das unter weißen Rosen gebettete blasse Kind; dann sagte ich plötzlich sehr ernsthaft und bestimmt zu der weinenden Mutter: „Ja, wenn Sie unsern Doktor Simonson geholt hätten, dann wäre der kleine Karl nicht gestorben.“

Ein höchst beliebter und populärer Arzt in Berlin war — jedoch vor meiner Zeit — der alte Doktor Heim. Von ihm erzählte man, daß er, um seine große Praxis zu bewältigen, nicht mit der Kutsche fuhr, sondern durch die Straßen ritt und, vor dem Haus seiner Klienten haltend, dieselben bitten ließ, aus dem Fenster zu gucken und ihre Zungen herauszustrecken, damit er sich von ihrer Gesundheit überzeugen konnte.



*Ende der Leseprobe – es kommt noch besser! Da heißt es: Aufgepaßt und zugefaßt ...*